



B. C. SCHILLER sind Barbara und Christian Schiller, die zu den erfolgreichsten Selfpublishing-Autoren im deutschsprachigen Raum gehören. Ihre Thriller – darunter mehrere Nr.1-E-Book-Bestseller – haben sich bereits mehr als eine Million Mal verkauft und viele Hunderttausend Leser begeistert. Bevor Barbara und Christian Schiller sich ganz dem Schreiben widmeten, betrieben sie gemeinsam eine Werbeagentur. Sie leben auf Mallorca und in Wien.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

B.C. SCHILLER

TARGA

DER MOMENT,
BEVOR DU STIRBST

Thriller



PENGUIN VERLAG

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage, 2017

Copyright © 2017 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg
Covermotiv: © Voyagerix / iStockphotos, asbe / iStockphotos; pio3 /
shutterstock; textures.com

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10151-2

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Prolog

Der Tod trennt die beiden Babys bereits wenige Stunden nach der Geburt.

Die Säuglinge liegen mit blau angelaufenen Gesichtern in dünne Flauschdecken gehüllt auf den vereisten Stufen vor dem Hintereingang des Krankenhauses und geben keinen Laut mehr von sich. Eines der Babys hat sich aus der Decke gestrampelt, der kleine Zeh seines nackten Fußes ist tief blau angelaufen und erfroren. Bei dem anderen Baby hat ein kalter Windstoß die Decke zur Seite geweht, sodass es fast nackt auf der mit einer dünnen Eisschicht überzogenen Treppe liegt.

Einige Minuten zuvor hält ein Sportwagen an dieser Stelle, und der Fahrer reißt genervt die Beifahrertür auf.

»Los, raus jetzt!«, zischt er mit kaum unterdrückter Wut in der Stimme. »Wirf sie endlich raus.«

»Aber es ist doch so kalt«, erwidert eine zaghafte Stimme. Sie gehört Luisa, die gerade erst siebzehn geworden ist und mit den Zähnen klappert. Kein Wunder, denn sie hat nur einen kurzen Minirock an und eine glänzende Lederjacke, die vorne weit offen steht. Ihre blonden Haare sind schon seit Tagen nicht gewaschen worden, und nichts erinnert mehr an das elfenhafte Wesen, das allen Männern den Kopf

verdreht hat. Jetzt ist sie nur noch ein verängstigtes junges Mädchen.

Der Fahrer ist genervt und dreht die Musik im Radio lauter, er mag Falco und den Song »Jeanny« ganz besonders. Er ist zurzeit die Nummer eins der Charts.

»Ich will das nicht«, winselt Luisa, doch der Mann gibt ihr einen Stoß, und sie fällt aus dem Wagen in einen schmutzig weißen Schneehaufen. In den Armen hält sie zwei Bündel, aus denen leises Wimmern dringt.

Vorsichtig rappelt sie sich wieder auf und wankt auf die Treppe zu, die zum Hintereingang des Krankenhauses führt. Unsicheren Schrittes tastet sie sich am Geländer nach oben. Eines der Babys beginnt leise zu weinen, das andere rührt sich nicht. Als sie die Tür öffnen will, ruft der Fahrer unwirsch: »Spinnst du, da kann dich doch jeder sehen. Leg sie einfach auf die Stufen!«

»Nein, das kann ich nicht. Da werden sie erfrieren.« Luisa beginnt zu schluchzen, zögert kurz, doch dann legt sie die beiden Bündel behutsam auf die eisige Treppe.

»Beeil dich!« Der Fahrer lässt den Motor des Sportwagens aufheulen, und Luisa stolpert zurück auf die Straße. Als sie tränenüberströmt in den Wagen steigt, gibt er Gas, und Luisa wird in den Sitz gepresst.

»Es ist vorbei«, faucht der Mann und überholt einen anderen Wagen. »Es ist aus und vorbei mit uns. Hast du das endlich kapiert?«

Als Luisa etwas erwidern will, hebt er die Hand, und sie zuckt furchtsam zusammen.

»Ich will nichts mehr von dir hören. Es ist zu Ende.«

Noch weiß Luisa nicht, dass der Fahrer den Wagen zwei

Straßen weiter mitten auf einer Brücke anhalten und sie aus dem Wagen werfen wird. Nur Sekunden später wird sie über die niedrige Brüstung steigen, um in dem eiskalten schwarzen Wasser zu sterben.

Teil 1

1

30 Jahre später

»Ich bin schuldig«, steht mit rotem Lippenstift auf der Stirn der jungen Frau, die auf dem Parkplatz eines großen Supermarktes hockt und vor sich hin stiert. Nach einer Weile erhebt sie sich langsam und schlurft zwischen den parkenden Autos auf den Eingang zu. Ihre Augen sind rot unterlaufen. Eine Folge der Hämatome auf ihren Augäpfeln, die von Erstickenanfällen hervorgerufen werden. Ihr dunkles Haar ist verfilzt, und sie trägt einen grauen Jogginganzug aus Kunststoff. Ihre nackten Füße sind schmutzig und blutverkrustet, als wäre sie schon tagelang barfuß durch die Stadt geirrt. Mit ihren Händen umklammert sie eine kleine Puppe, deren dünne, verschiedenfarbige Haarbüschel wirr von dem Plastikkopf abstehen.

Im Grunde ist sie eine merkwürdige Erscheinung, doch in diesem heruntergekommenen Stadtteil von Berlin, der nur aus Plattenbauten und vertrockneten Rasenflächen besteht, nimmt keiner Notiz von ihr. Hier kümmert sich jeder nur ums eigene Überleben.

Unschlüssig steht sie vor dem Eingang des Discounters. Die elektronischen Schiebetüren gehen unentwegt auf und zu, denn sie kann sich nicht entschließen einzutreten. Schließlich greift sie nach einem im Weg stehenden Einkaufs-

wagen, legt die kleine Puppe vorsichtig hinein und schiebt ihn an den Kassen vorbei in den Verkaufsraum.

Vor dem abgesperrten Regal mit dem importierten Schnaps und hochprozentigen Wodka bleibt sie stehen. Zwei, drei Penner drücken sich bereits um die Regale herum, zählen verstohlen das zusammengeschnorrte Geld, aber es scheint noch zu wenig zu sein, um eine Flasche zu kaufen.

»Ich bin schuldig!«, ruft die junge Frau plötzlich verzweifelt, und jetzt registrieren sie doch ein paar Kunden und sehen überrascht in ihre Richtung.

»Ich bin schuldig«, wiederholt sie noch einmal, aber diesmal ist ihre Stimme nur noch ein heiseres Krächzen. Aus der Tiefe des weitläufigen Discounters löst sich eine Gestalt und eilt durch die Gänge nach vorne.

Währenddessen steht die junge Frau direkt vor dem Schnapsregal, umfasst die Griffleiste des Einkaufswagens und schiebt ihn mit voller Wucht gegen die Glastüren, die mit einem lauten Knall zerbersten. Dann greift sie in das Regal hinein, packt eine Flasche Wodka, reißt den Verschluss auf und trinkt, bis ihr die klare Flüssigkeit aus dem Mund, über die Wangen und über ihren Jogginganzug rinnt. Angewidert wirft sie die Flasche in einen Gang, wo sie mit lautem Krachen zerschellt. Zärtlich greift sie nun nach der Puppe, drückt sie fest an sich. Erst jetzt bemerkt sie, dass sich bereits ein Ring Neugieriger um sie gebildet hat. Mit dem Handrücken streicht sie sich über die Stirn, verschmiert dabei den Schriftzug »Ich bin schuldig«, der jetzt nur noch wie eine blutige Wunde wirkt.

»Was geht hier vor?« Der Leiter des Supermarktes ist einigens gewöhnt, denn schließlich ist man hier in einer der

härteren Gegenden von Berlin. Mit einem Blick erfasst er das Chaos: sieht Scherben, eine Frau mit blutunterlaufenen Augen und einer Puppe in der Hand. Er fischt sein Handy aus dem Arbeitsmantel, um die Polizei zu alarmieren, und ruft der jungen Frau gleichzeitig zu:

»Beruhigen Sie sich. Machen Sie keinen Ärger.« Er will noch zwei Plattitüden wie »Alles wird gut« und »Es passiert Ihnen nichts« absondern, doch die Worte bleiben ihm im Hals stecken.

»Ich kann mich nicht beruhigen«, sagt die junge Frau plötzlich gelassen und mit einer eisigen Klarheit in der Stimme, als hätte sie bereits eine Entscheidung getroffen. Aus der Tasche ihrer Trainingsjacke zieht sie langsam eine Pistole. Schlagartig verstummt das Getuschel der Schaulustigen, und alle weichen panikartig hinter die Regale in Deckung zurück. Der Leiter des Discounters zuckt erschrocken zusammen und stößt mit den Beinen gegen einen zurückgelassenen Einkaufswagen, der ihm den Fluchtweg versperrt. Die Frau hebt langsam die Pistole und zielt auf ihn.

»Bitte nicht schießen. Ich habe Familie«, bettelt der Marktleiter und hebt ängstlich beide Arme, als könne er mit seinen Handflächen eine Kugel abwehren. Von draußen sind Polizeisirenen zu hören, aber das scheint die junge Frau nicht zu registrieren.

»Ich bin schuldig«, seufzt sie. Dann nimmt sie die kleine Puppe und küsst sie ganz sanft, wie zum Abschied. Als zwei Polizisten durch den Eingang stürmen, hält sie sich die Waffe an den Kopf und drückt ab. Mit zerschossenem Schädel fällt sie in die Glasscherben, und der Schriftzug auf ihrer Stirn vermischt sich mit ihrem Blut.

2

Wie ein riesiger Felsblock taucht die Insel aus der stürmischen See auf. Mit ungebremster Wucht rasen die Wellen gegen die mächtigen Klippen an, zerbersten an den scharfkantigen Felsen. Die wie Nebel aufsteigende Gischt verdeckt die Gebäude und wird nur von dem rotierenden Signallicht des Leuchtturms durchdrungen.

Erik Holm steht auf der Kommandobrücke des Polizeiboots und runzelt die Stirn, als er die im Morgendunst schwarz wirkenden Gebäude oben auf den Klippen sieht. Vom Wasser aus wirken sie wie düstere Quader, die ohne erkennbares System auf der Hochfläche verteilt wurden. Mehrere riesige Satellitenschüsseln und ein Wald aus Funkmasten wecken in ihm die Assoziation einer geheimen Forschungsstation. Bis jetzt hat er keinen einzigen Baum entdeckt, ja nicht einmal ein winziges Stück grüne Wiese. Die ganze Insel scheint aus Felsen und Geröll zu bestehen.

Vielleicht hätte ich den Job nicht annehmen sollen, denkt Erik, denn in diesem Moment erscheint ihm alles trostlos, so ohne jedes Leben, als wäre er am Ende der Welt angekommen. Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr, der Vertrag ist unterschrieben, und er hat sich für mindestens ein Jahr verpflichtet.

Ein Jahr geht schnell vorüber, hatte er beim Einstellungs-

gespräch gedacht, doch jetzt hat er das Gefühl, als könne ein Jahr auf dieser unwirtlichen Insel ziemlich lang werden. Die Insel heißt offiziell nur »CI-3«, wird aber von allen »Dark Island« genannt. Auf der kleinen Erhebung, die weit vor der norwegischen Küste aus der stürmischen Nordsee ragt, wurde vor einigen Jahren ein geheimes Hochsicherheitsgefängnis der NATO errichtet.

Als Eriks Ankunft bereits fünf Tage zurückliegt, sieht er die Bilder seines Eintreffens noch immer lebhaft vor sich. Mittlerweile hat er sich gut eingearbeitet und die Abläufe verinnerlicht. Ein Tag ist wie der andere, es ist alles Routine, und die Zeit vergeht wie im Flug. Doch heute ist Dienstag, und alle sind irgendwie nervös.

»Heute ist es so weit.« Lawrence Fischer sieht Erik erwartungsvoll an. »Du bist an der Reihe.«

»Was muss ich tun?« Erik braucht deutliche Anweisungen, hasst es, im Unklaren gelassen zu werden. »Was soll ich machen?«, fragt er erneut, als Fischer, sein Chef, ihm keine Antwort gibt.

»Du musst nur auf einem Computer Skype aktivieren.«

»Skype?« Erik runzelt die Stirn. Was um alles in der Welt war so kompliziert an einer Skype-Verbindung? Gut, sie arbeiten auf einer sturmumtosten Nordseeinsel, da konnte das Internet schon mal ausfallen, aber deshalb hatten sie ja einen eigenen Satellitenempfänger bekommen. Wo zum Teufel lag das Problem, und weshalb starrten ihn auch die Kollegen so erwartungsvoll an?

»Du gehst rein, startest Skype, und dann kommst du wieder heraus.«

»Klingt ziemlich einfach.«

»Ist es im Prinzip auch.« Fischer streicht mit dem Zeigefinger über seinen schütterten Schnurrbart. »Wir beobachten dich natürlich über den Monitor. Haben alles unter Kontrolle. Falls etwas passiert.«

»Was sollte denn passieren?« Als er auf die Frage keine Antwort, sondern nur ein Schulterzucken bekommt, denkt Erik zum ersten Mal nach. Mann, er hatte gar nicht gefragt, wo er diese Skype-Verbindung aktivieren soll. Wahrscheinlich in der Bibliothek, aber weshalb dann diese Geheimnistuerei?

Mit einem leisen Klacken klappt eines der Blättchen der Wanduhr nach unten, und Erik sieht unwillkürlich nach oben: 15.20 Uhr. Das Klacken der Uhr beim Umspringen der Minutenzahl war ihm zuvor noch nie aufgefallen. Doch jetzt ist es so verdammt still im Aufenthaltsraum des Wachpersonals, dass es ihm vorkommt, als hätten seine Kollegen auch das Atmen eingestellt.

»Gehen wir!«, befiehlt Fischer, und seine Stimme zerschneidet die bedrückende Stille. Erik setzt seine Mütze auf und bindet sich den Gürtel mit Spray, Schlagstock und Elektroschocker um. Das ist Vorschrift, denn in diesem Hochsicherheitsgefängnis sind die Lebenslänglichen untergebracht. Die Mörder, Sadisten und sonstigen Perversen, die neben der Höchststrafe auch noch eine Sicherheitsverwahrung aufgebremmt bekommen haben, und das heißt, dass sie die Insel erst als Tote verlassen werden.

Ein normaler Justizwachbeamter würde sich niemals hierher versetzen lassen. Man darf seine Familie nicht mitnehmen, lebt mit Verbrechern auf engstem Raum zusammen, und im Winter ist man wegen der Stürme für knapp vier

Monate von der Außenwelt abgeschnitten. Deshalb wurde die Bewachung von der NATO an eine internationale Sicherheitsfirma ausgelagert.

Die Bezahlung für diesen Job ist überdurchschnittlich, und das Geld kann Erik gut gebrauchen. Bislang war der Dienst auch nicht sonderlich anstrengend. Der 8-Stunden-Rhythmus im Schichtdienst war in Ordnung, in der Nacht konnte man schlafen, tagsüber mit den Kollegen quatschen und sich im Internet die Zeit vertreiben.

Aber heute ist Dienstag, alle sind nervös, und Erik hat noch immer keine Ahnung, weshalb. Drei der fünf Schleusen haben sie bereits passiert, und bei jeder wird sein rechtes Auge gescannt. Nach der dritten Sicherheitsschleuse stehen sie auf einem drehbaren Rondell, von dem aus mehrere Gänge abgehen. Erik kennt diesen Weg bereits, und er weiß, dass sie jetzt bei Gang drei halten werden, der zur Bibliothek führt. Aber das Rondell dreht sich weiter und hält vor Gang fünf, der allgemein als »der rote Gang« bezeichnet wird, wegen der roten Linie auf dem Boden.

»Wieso der rote Gang?«, fragt Erik und dreht sich verwundert zu Fischer, doch dieser blickt starr geradeaus. »So weit ich weiß, ist dort nur eine Zelle belegt.«

»Richtig.« Fischer tritt in den hell erleuchteten Flur und geht neben der roten Linie entlang, die in einen fensterlosen Kontrollraum mit mehreren Monitoren an den Wänden führt. Drei Wachbeamte springen auf, als die beiden den Raum betreten.

»Er hat noch zehn Minuten«, sagt einer von ihnen und drückt Erik ein kleines Notebook in die Hand.

»Du stellst den Computer auf den Tisch, steckst ihn an

das Stromnetz, aktivierst Skype und gehst wieder«, hört Erik Fischers Stimme in seinem Rücken.

Er starrt auf einen der Monitore und spürt, wie ihm plötzlich der Schweiß auf die Stirn tritt. Auf dem Bildschirm ist ein Mann in einem glänzenden Rollstuhl zu sehen, der gebannt auf die Stahltür blickt, die seine Zelle versperrt. Seine Hände sind mit Handschellen an die Armlehnen des Rollstuhls gefesselt.

»Ich soll zu Carlos Schmidt hinein?«, fragt er ungläubig.

»Du bist der Neue, du bist heute an der Reihe.« Fischer streicht sich wieder über seinen Schnurrbart.

»Seine Hände bleiben fixiert?«, Erik deutet auf den Monitor.

»Nein. Die Verbindung bricht oft ab, und ohne Handschellen kann Schmidt sie selbst wiederherstellen. So lautet der Befehl von oben. Und nun keine weiteren Fragen. Hier ist der Schlüssel.« Einer der Kollegen hält ihm einen kleinen silbrig glänzenden Schlüssel entgegen, an dem ein rotes Band baumelt. »Du startest Skype, dann schiebst du Carlos Schmidt an den Tisch, öffnest die Handschellen – erst die linke, dann die rechte – und läufst sofort zur Tür, die sich automatisch öffnet. Du darfst Schmidt auf keinen Fall zu nahe kommen.«

»Das reicht, Johansson«, mischt sich Fischer ein und dreht sich wieder zu Erik. »Es gab erst einen Zwischenfall vor acht Monaten, also kein Grund zur Beunruhigung.«

»Was für einen Zwischenfall?«

»Es war ein wirklich unschönes Erlebnis.« Johansson senkt die Stimme zu einem heiseren Flüstern. »Michael ist noch immer krankgeschrieben.«

»Reiß dich zusammen«, zischt Fischer und wirft Johansson einen strafenden Blick zu.

»Ihr sagt mir jetzt sofort, was passiert ist«, droht Erik, »sonst gehe ich da nicht rein.«

»Keine weiteren Fragen. Du hast doch das Anforderungsprofil gelesen«, erwidert Fischer unwirsch. »Die Zeit drängt, mach schon. Sonst bist du den Job wieder los.«

Mit dem Notebook unter dem Arm steht Erik in Schleuse vier und wartet, bis sein Iris-Scan identifiziert ist. In der Hosentasche spürt er den Schlüssel für die Handschellen, das rote Band baumelt heraus, erinnert ihn an Blut. Schnell schiebt er den Gedanken beiseite und konzentriert sich wieder auf den Ablauf: hinstellen, anstecken, Skype starten, Handschellen aufschließen, rennen.

Jetzt öffnet sich die Schleusentür mit einem leisen Zischen. Er verharrt vor der glänzenden Stahltür, auf der sich seine verzerrte Gestalt undeutlich spiegelt und hinter der ihn Carlos Schmidt bereits sehnsüchtig erwartet.

3

Heute ist kein guter Tag, denkt sie und beginnt die Bücher auf dem schmalen Bord der Farbe nach zu ordnen. Zuerst kommen die schwarzen Einbände, dann die roten, und so geht es weiter. Zum Schluss kommen die blauen.

Langsam tritt sie zurück, betrachtet ihre Arbeit. Die Buchrücken sehen jetzt aus wie ein Regenbogen. Wegen der blauen Umschläge, die immer am Ende stehen müssen, allerdings wie ein durcheinander geratener Regenbogen. Aber das muss so sein, denn Blau erinnert sie an gefrorenes Wasser.

Kein guter Tag. Wieder dieser Gedanke, der ein sofortiges Handeln nach sich zieht, ihr geradezu aufzwingt. Jetzt ist es wieder einmal so weit, sie kann nicht anders als ihren VW-Bus zu verlassen, muss etwas mit ihren Händen tun, aktiv sein. Drinnen nur herumzusitzen, macht sie verrückt. Sie muss nach draußen, um nach dem Rechten zu sehen.

Sie zwingt sich in die winzige Waschecke, lässt das eisige Wasser in ihre Hände laufen, bis sie ganz kalt sind, dann klopft sie sich mit den Handflächen gegen die Wangen, die schnell rosig durchblutet werden. Sie blickt in den winzigen Spiegel oberhalb des Waschbeckens, sieht ein ebenmäßiges Gesicht, helle Haut, hohe Wangenknochen, aufgeworfene Lippen und Augen wie gefrorenes Wasser, wie Eis?

Einmal hat ein Mann in einem Lokal zu ihr gesagt, dass sie doch mehr aus sich machen könne, sie sei doch eine so schöne Frau. Als er begann, sie auszufragen, ist sie gegangen.

In dem engen Waschraum ist es nicht leicht, die langen gewellten Haare zu zwei Zöpfen zu flechten. Wenn es ein schlechter Tag ist, so wie heute, dauert es eine Weile, bis sie die widerspenstige blonde Mähne unter Kontrolle hat.

Ehe sie die Schiebetür des VW-Busses öffnet, atmet sie noch einmal tief durch. Dann tritt sie auf die Obstkiste, die als provisorische Treppe dient, und steht barfuß auf der großen Bastmatte, die durch den vielen Regen der letzten Tage bereits ein wenig modrig ist und sich unter ihren Fußsohlen feucht anfühlt.

Sie greift nach einer kleinen Schaufel, die auf einem ausgeblichenen Klappstuhl liegt und deren Griff mit Klebeband fixiert ist. Dann geht sie an den Rand der Bastmatte und beginnt, die Schaufel in die noch feuchte Erde zu stoßen. Doch schon nach wenigen Zentimetern trifft sie auf Stein oder Beton, und es geht nicht mehr tiefer.

»Versuchst du schon wieder, was anzupflanzen?«

Ein kleiner Junge steht neben dem Bus und sieht ihr neugierig zu. Er ist etwa sechs Jahre alt, hat kurze schwarze Haare, und seine leuchtenden dunklen Augen erinnern sie an glimmende Kohlestücke.

»Ja.« Sie nickt und wischt die schmutzige Hand an ihrer Jeanslatzhose ab.

»Aber da wächst doch nichts mehr«, gibt der Junge altklug zu bedenken.

»Ich mache das, um mich zu beschäftigen. Ich kann nicht immerzu alleine in meinem Bus sitzen.«

»Du hast niemanden, der mit dir redet? Bist du gern allein?«

Auf diese Frage antwortet sie nicht, denn sie ist nicht gerne allein. Aber es ist mit den Jahren so gekommen, schleichend. Manchmal, wenn sie in einer Bar am Tresen steht und Pep Lemon trinkt, dann beneidet sie die anderen Frauen, die mit Freundinnen lachen oder mit Männern flirten. Dann fühlt sie sich ausgeschlossen und erlebt dieses nächtliche Treiben wie durch eine Glaswand, die zwar durchsichtig ist, sie aber vom Rest der Menschheit trennt.

»Hast du keine Freunde?«, lässt der Junge nicht locker.

Nein, Freunde hat sie keine. Wenn sie darüber nachdenkt, muss sie sich eingestehen, dass es überhaupt niemanden gibt, dem sie ihr Herz ausschütten könnte. *Doch, halt! Das stimmt so nicht*, korrigiert sie sich in Gedanken selbst. *Da ist Yella, für die ich koche, mit der ich rede, die mir zur Seite steht, wenn ich nicht mehr weiterweiß. Es gibt Yella, also bin ich nicht einsam und allein.* Sie denkt eine Weile nach, lässt verschiedene Gesichter in ihrem inneren Fotoarchiv vorbeirasen. Da ist auch noch Volker Lundt, der sie kennt und der sie nimmt, wie sie ist. Volker Lundt, von dem sie schon eine Weile nichts mehr gehört hat, der sie auf Stand-by-Modus gestellt hat.

»Mir ist langweilig, können wir spielen?«

»Du bist sechs Jahre alt und ich dreißig. Was sollten wir miteinander spielen?«, fragt sie und stochert weiter in der feuchten schwarzen Erde. Auf der Schaufel liegt ein Regenwurm, den sie mit zwei Fingern hochhebt und eingehend betrachtet.

»Ih, das ist eklig.« Der Junge schüttelt sich vor gespielter Entsetzen.

»Warum sollte ein Regenwurm eklig sein?«, fragt sie und legt ihn behutsam zurück in die feuchte Erde. »Er sieht doch hübsch aus.«

»Du spinnst ganz schön!«

»Wieso? Nur weil ich Regenwürmer mag? Das verstehe ich nicht. Sie sind doch nützlich.« War sie deshalb immer allein, weil sie einen anderen Blick auf die Dinge hatte? Gerade das macht sie aber doch so erfolgreich, dafür schätzt Volker Lundt sie. Weil sie »auf die andere Seite« sehen kann. Weil sie sich in jemanden, der auf der anderen Seite steht, verwandeln kann. Das macht sie zu etwas Besonderem.

»Wo ist Hund?« Der Junge blickt suchend umher.

»Hund schläft noch.«

»Darf ich mit ihm auf das Feld gehen?«

»Gut.« Sie nickt, steht langsam auf und krepelt die Hosenbeine hoch. Dann öffnet sie die Schiebetür des VW-Busses und steckt den Kopf hinein. Hund ist taub, deshalb muss sie ihm Zeichen geben, damit er versteht. Gehorsam erhebt er sich und trabt gemächlich auf sie zu, während er sie keine Sekunde aus den Augen lässt.

»Was ist Hund eigentlich für eine Rasse?«, fragt der Junge, der neben ihm fast verschwindet. »Er ist ziemlich groß.«

»Ist das wichtig?« Sie zuckt mit den Schultern. Darüber hat sie noch nie nachgedacht. Sie hatte sofort gewusst, dass Hund zu ihr passt, da taten Rasse und Stammbaum nichts zur Sache. Er sieht aus wie eine wirre Mischung aus allen möglichen Hunderassen. Sein Fell ist gestromt, je nach Lichteinfall wirkt es braun oder dunkelgrau mit schwarzen Sprenkeln, und von einem Ohr fehlt die Hälfte. Sein Besitzer hatte ihn einfach bei einem Müllcontainer zum Entsorgen ange-

bunden. Das war in Spanien, und sie war mit ihrem VW-Bus vorbeigekommen. Da sie kein gutes Namensgedächtnis hat, nennt sie den Mischling einfach Hund, das ist ja auch irgendwie logisch.

Hund ist dankbar, dass sie ihn gerettet hat, und will immer in ihrer Nähe bleiben. Aber zu dem kleinen Jungen hat er schon Vertrauen gefasst und lässt sich von ihm nach hinten auf das Feld führen. Der braune Acker reicht bis an den Rastplatz der Autobahn, den man in der Ferne gerade noch erkennen kann.

Die Sonne blendet, und sie schirmt mit der Hand die Augen ab, um den Jungen und Hund zu beobachten. Doch dann weckt etwas auf dem Rastplatz ihre Aufmerksamkeit. Die Sonnenstrahlen treffen den Außenspiegel eines dunklen Geländewagens, der auf den Parkplatz gefahren ist. Sie glaubt, das Zuschlagen einer Autotür zu hören, obwohl das natürlich nicht sein kann, denn der Rastplatz ist viel zu weit entfernt. Aber sie hört es trotzdem. In ihrem Kopf.

Sie tritt in die schwarze Erde, spürt die Feuchtigkeit, geht vorne um den VW-Bus herum und starrt mit zusammengekniffenen Augen auf das Feld. Dann sieht sie die winzige Gestalt, die sich von dem dunklen Geländewagen löst und über die niedrigen Büsche steigt. Die Person bleibt am Rand des Ackers stehen und senkt den Kopf, vermutlich, um sich eine Zigarette anzuzünden. In der Hand trägt sie eine weiße Tüte, die sich ein wenig im Wind bläht.

Es ist ein Mann in einem grauen Anzug, das erkennt sie jetzt. Er zieht ein Paar grüne Gummistiefel aus der Tüte, zieht umständlich die Schuhe aus und schlüpft in die Stiefel. Dann macht er einige zögernde Schritte in das Feld und sinkt

immer wieder in der lehmigen Erde ein. Zielstrebig stapft er über den Acker, wird groß und immer größer. Er trägt eine Sonnenbrille und bleibt ab und an stehen, um an seiner Zigarette zu ziehen.

»Der will zu dir.« Der Junge steht plötzlich neben ihr und deutet auf den Mann, der nun bereits die Hälfte des Ackers überquert hat und in wenigen Minuten hier sein wird.

»Geh wieder nach Hause«, sagt sie und deutet auf einen silbrig glänzenden Wohnwagen, der halb verdeckt hinter Gestrüpp hervorblitzt. »Das ist nichts für kleine Jungs.«

»Holst du jetzt eine Pistole?«, fragt der Junge mit glänzenden Augen. »Wirst du ihn niederschließen?« Mit seinem Zeigefinger visiert er den Mann an, der jetzt schon deutlich zu erkennen ist. »Peng!«

»Dein Vater lässt dich zu viele Actionfilme schauen. Du sollst jetzt gehen.«

Der Mann auf dem Acker hat sein Sakko geöffnet, und der Wind bläst es ein wenig nach hinten, sodass sie das Holster mit dem Kolben der Sig Sauer kurz sehen kann. Achtzehn Schuss im Magazin, und noch ein Reservemagazin hinten am Gürtel, so ist das immer. Sie wirft einen schnellen Blick auf den Jungen, aber der hat es nicht mitbekommen.

»Geh endlich nach Hause«, wiederholt sie schroff und winkt Hund, der sie aufmerksam beobachtet. Sie zeigt auf eine Schaumgummimatratze neben dem VW-Bus, und Hund lässt sich gehorsam darauf nieder. Als der Junge verschwunden ist, schiebt sie sich langsam um den Bus herum, bis sie wieder auf der Bastmatte steht. Das ist ihr Terrain, hier ist sie sicher, hier kann ihr nichts passieren.

Der unangekündigte Besuch kommt ihr alles andere als

gelegen. Sie hat heute noch eine Verabredung, die ihr viel bedeutet. Langsam öffnet sie die Schiebetür des Busses und will hineinsteigen, als Hund leise zu knurren beginnt. Noch ehe sie sich umdrehen kann, spürt sie eine Hand auf ihrer Schulter, und eine Stimme flüstert in ihr Ohr:

»Targa Hendricks, schön dich zu sehen!«

4

Erik Holm hält den Atem an, als er den Code eintippt, der die Tür zur Zelle von Carlos Schmidt öffnet. Er strafft die Schultern, hält das Notebook fest in der Hand und bemüht sich, einen coolen Gesichtsausdruck aufzusetzen. Er versucht mit seiner ganzen Körperhaltung zu signalisieren, dass er jemand ist, mit dem man sich besser nicht anlegt.

»Skype-Termin«, sagt er so emotionslos wie möglich und würdigt Schmidt, der in seinem Rollstuhl in der Mitte der Zelle sitzt, keines Blickes. In seinem Kopf geht er zum wiederholten Mal die Abfolge durch: Notebook hinstellen, an das Stromnetz anschließen, dann die Skype-Verbindung aktivieren.

Als das Skype-Logo schließlich auf dem Bildschirm auftaucht, ist er beruhigt. Doch dann fällt sein Blick auf das rote Band, das an dem Schlüssel für die Handschellen hängt, und während er an den weiteren Ablauf denkt, bricht ihm der Schweiß aus.

Schmidt an den Tisch mit dem Notebook schieben und ihm dann die Handschellen aufschließen, sofort zur Tür laufen, die sich auf seinen Ruf hin öffnen wird.

»Okay«, flüstert Erik zu sich selbst und geht in die Mitte der Zelle, wo Schmidt mit dem Rücken zu ihm in seinem Rollstuhl sitzt. Bisher hat Schmidt noch kein Wort gespro-

chen. Doch als Erik den Rollstuhl umdreht, um ihn zum Tisch zu schieben, wendet er den Kopf nach hinten und betrachtet Erik mit starren Augen, die an eine Schlange erinnern.

»Sie sind neu hier, Erik Holm. Und Sie haben einen Akzent, der mir bekannt vorkommt. Meine russischen Matrosen haben auch so gesprochen.«

Schmidts Stimme ist tief und schneidend, oder bildet sich Erik das nur ein? *Woher kennt der Gefangene meinen Namen?*, schießt es ihm durch den Kopf. *Gibt es jemanden aus dem Wachpersonal, der sich mit Schmidt unterhält und ihn mit den neuesten Informationen versorgt?*

»Sie dürfen nicht mit mir sprechen«, antwortet Erik und presst die Finger fester um die Griffe des Rollstuhls.

»Wundern Sie sich nicht darüber, dass ich über Skype mit der Außenwelt kommunizieren darf?«

»Seien Sie bitte still.«

Jetzt steht der Rollstuhl an der richtigen Position, direkt vor dem Tisch. Der Bildschirm des Notebooks ist in den Stand-by-Modus gegangen, und Erik drückt auf eine Taste, um Skype erneut zu aktivieren. Er schiebt den Rollstuhl so weit an den Tisch, dass Schmidt mit der Brust gegen die Kante gedrückt wird. Aber so verschwinden seine Hände unter der Tischplatte, und Erik kann die Handschellen nicht öffnen. Er zieht den Rollstuhl ein wenig zurück und holt den Schlüssel aus der Tasche.

»Nervös?«

Erik gibt keine Antwort, sondern steckt den Schlüssel in das Schloss der rechten Handschelle. Mit einem leisen Klacken öffnet sich der Ring, und er sieht, wie Schmidt die Fin-

ger bewegt, um sie besser zu durchbluten. Er geht hinten um den Rollstuhl herum, um die linke Handschelle aufzuschließen. Dann sofort zur Tür laufen und »Öffnen« rufen. Doch noch während er den Schlüssel umdreht, erkennt er seinen Fehler: Hatte Johansson nicht gesagt, zuerst die linke Handschelle öffnen und dann erst die rechte? Jetzt steht der Rollstuhl zwischen ihm und der Tür.

Aber Schmidt will schließlich skypen, und überhaupt hätte er keine Chance zu entkommen. Nicht aus diesem Hochsicherheitsgefängnis. Erik will am Rollstuhl vorbeieilen, doch in diesem Moment macht auch Schmidt eine Bewegung zur Seite und versperrt ihm den Durchgang. Erik stolpert und fällt beinahe auf den Gefangenen, kann sich aber im letzten Moment an der Armlehne des Rollstuhls abstützen.

»Öffnen!«, ruft er panisch. Die Mechanik der Schiebetür gibt ein leises Zischen von sich, aber nichts rührt sich. Als Erik mit den Fäusten gegen das kalte Metall trommelt, beginnt über der Tür ein rotes Warnlicht zu blinken. Hinter sich hört er den Rollstuhl über den Plastikboden quietschen.

Jetzt öffnet sich die Tür ruckweise, aber der Spalt ist so schmal, dass Erik sich nicht durchzwängen kann. Das leise Quietschen der Gummireifen auf dem Boden kommt näher, dann steht der Rollstuhl mit Schmidt neben ihm und blockiert mit einem seiner Räder die Schiebetür. Er hat die rechte Hand zur Faust geballt, als würde er darin etwas verbergen. Seine Miene ist entschlossen.

Hat er etwas in der Hand? Will er mich etwa umbringen?, schießt es Erik durch den Kopf. Dann spürt er, wie Schmidt seinen Arm umfasst. Er beginnt unkontrolliert zu zittern und

starrt auf die weiße Wand der Zelle. Das Zischen der blockierten Tür, das Alarmlicht unter der Decke, die untätigen Kollegen draußen und Schmidts kalte Hand, all das verdichtet sich für Erik zu einem einzigen Albtraum.

»Gar nicht schlecht für's erste Mal«, flüstert Schmidt amüsiert. »Keine Angst, Ihre Kollegen haben sie bloß auf die Probe gestellt. Das machen sie bei jedem Neuling. Was sollen sie sonst auch den ganzen Tag tun? Ich lasse Sie am Leben, Erik. Denn vielleicht brauche ich Sie draußen noch.«

Dann fährt er von der Wand zurück, die Tür öffnet sich mit einem lauten Zischen, und Erik stolpert nach draußen in die Schleuse.

5

Volker Lundt ist gekommen. Für Targa Hendricks scheint es doch noch ein guter Tag zu werden. Lundt ist seit mittlerweile fünf Jahren Leiter der Sonderabteilung K2 – benannt nach dem gefährlichsten Berg der Welt. Genauso gefährlich ist auch der Job des Teams. Denn oft wissen sie nicht, ob sie einen Einsatz überleben werden.

»Verdammte Scheiße, die Zufahrt zum Campingplatz ist wegen Leitungsarbeiten gesperrt. Ich musste den ganzen Weg zurückfahren und über den Acker laufen. Wieso wohnst du noch immer auf diesem gottverlassenen Campingplatz und suchst dir nicht endlich eine eigene Wohnung in der Stadt?« Lundt ist ein emotionaler Mensch, deshalb flucht er auch gerne. Daran hat sich Targa aber mit der Zeit gewöhnt.

»Wozu brauche ich eine Wohnung? In meinem Bus ändert sich wenigstens nichts. Das ist meine Ordnung.«

»Aber dieser Platz ist doch ein wenig abgefickt, findest du nicht?«

»Nein, finde ich nicht.«

»Na gut.«

Lundt will nicht länger mit ihr diskutieren, er ist auch nicht gekommen, um sich mit ihr über den Campingplatz oder ihren alten VW-Bus zu unterhalten. Lundt kommt, wenn es wichtig wird, wenn alles in Bewegung ist.

Er klopft sich den Schmutz von den Gummistiefeln und setzt sich in den ramponierten Klappstuhl, der unter seinem Gewicht verdächtig ächzt. Mit einer Hand angelt er die Sig Sauer aus dem Holster und legt sie auf den wackeligen Campingtisch. Daneben kommen das Handy und die Zigarettenschachtel. Sie widersteht dem Drang, Pistole, Handy und Schachtel der Größe nach zu ordnen und am Tischrand auszurichten.

»Du hast dich gut unter Kontrolle.« Lundt nickt anerkennend und zündet sich eine Zigarette an.

»Dieser Test war leicht zu durchschauen«, antwortet sie und setzt sich auf die leere Obstkiste. »Wann geht es los?«

Lundt lächelt, während er an seiner Zigarette zieht, dann winkt er mit der Hand zu Hund, doch dieser sieht nicht einmal auf.

»Dein Hund ist nicht gerade freundlich«, sagt er und sieht ihr tief in die gletschereisfarbenen Augen. »Genau wie du.«

»Deshalb ist Hund auch bei mir. Wann geht es los?«, wiederholt sie und erwidert seinen Blick.

»Dazu kommen wir gleich. Diesmal ist alles ein wenig anders«, sagt Lundt und schiebt ihr mit dem Zeigefinger das Handy hin.

Mit ausdrucksloser Miene nimmt sie es und spielt einen kurzen Film ab. Sie liest den darunter angefügten Text, überfliegt kurz den verlinkten Blog und legt das Handy wieder auf die gesprungene Resopalplatte.

»Weshalb habt ihr ihn gefilmt?«

»Damit du ein Gefühl für ihn bekommst. Was er für ein Mensch ist, seine Mimik, wie er sich bewegt, seine ganze Körpersprache.«

»Wie viele gehen schon auf sein Konto?«

Lundt hebt wortlos vier Finger.

»Ihr habt bereit vier Tote gefunden. Und noch immer keine Beweise.«

»Noch immer keine Beweise. Vier tote Mädchen wurden elend erstickt, und wir haben nichts in der Hand«, bestätigt Lundt frustriert. »Und vor einigen Tagen hat es einen Zwischenfall gegeben. In einem Supermarkt hat sich eine junge Frau erschossen.«

»Erschossen? Klingt ungewöhnlich für eine Frau. Wo ist der Zusammenhang?«

Lundt schweigt und hält Targa erneut das Handy entgegen. Sie sieht eine schnelle Abfolge von Bildern, die den Vorfall im Supermarkt dokumentieren und nicht schön sind.

»Hat sie mit ihm zusammengearbeitet?«

»Richtig, dafür gibt es konkrete Hinweise. Ihre DNA stimmt mit der unbekanntenen DNA überein, die wir bei zwei der toten Mädchen gefunden haben. Und sie hatte einen Zettel in der Hosentasche, der diese Vermutung ebenfalls bekräftigt.«

Lundt schweigt, Targa schließt die Augen und stellt sich die Szene vor.

»Welche Bedeutung hat die Puppe, die sie bei sich trug?«

»Die Haare der Puppe stammen von den vier toten Mädchen, das haben wir eindeutig festgestellt. Aber das ist auch schon alles. Wir drehen uns im Kreis.«

»Wenn er sich Unterstützung holt, dann werden sich vermutlich auch die Toten häufen. Das ist keine gute Perspektive. Darüber hinaus ist er hochintelligent und scheint sehr überlegt vorzugehen. Mit herkömmlichen Mitteln wird es

schwer werden, ihn zu überführen«, sagt Targa und zuckt mit den Schultern. Erneut denkt sie an ihre Verabredung. Sie müsste nun etwa zwölf Minuten überfällig sein. Doch Targa bleibt weiter auf der Obstkiste sitzen und hört Lundt zu.

»Deshalb bin ich hier. Wir probieren etwas Neues, und du bist die einzige Person, die dafür infrage kommt.«

»Wieso glaubst du das?« Targa verzieht keine Miene.

»Weil du eben so bist, wie du bist.« Lundt will nicht ins Detail gehen, das merkt sie sofort.

»Es hat mich einiges an Überredung gekostet, doch schließlich habe ich grünes Licht von ganz oben bekommen«, spricht er weiter. »Aber du musst natürlich auch zustimmen.«

»Wenn ich nicht zustimme, macht es jemand anderes?«, fragt sie und kennt die Antwort bereits.

»Nein, dann ist die Sache gestorben, und wir ermitteln weiter wie bisher. Und es wird sicher noch mehr tote Mädchen geben.«

»Wir können in fünfunddreißig Minuten aufbrechen«, sagt sie. Dann steht sie auf und öffnet die Schiebetür ihres VW-Busses. »Aber jetzt habe ich noch zu tun.«

»Nur eins noch, Targa.« Er blickt sie ernst an. »Diesmal musst du höllisch aufpassen.«

»Aber was kann denn gefährlicher für mich sein als das Leben?«, antwortet Targa, klettert in den Bus und schließt mit einem Ruck die Tür.

6

Er spürt die anstrengende Nacharbeit noch in allen Knochen, als er am Morgen den Hörsaal der privaten Universität betritt. Zum Glück steht heute nur eine Psychologieklausur auf dem Programm, so kann er sich ein wenig entspannen, während seine Studenten über den Fragen brüten. Wie so oft schweifen seine Gedanken an diesem Vormittag immer wieder in einen ganz bestimmten Raum. *Seinen* Raum, der im Moment von Putzmitteln verunreinigt ist und so schnell wie möglich seine alte Bestimmung zurückerlangen muss.

Dann räuspert sich ein Student, und diese Gedanken sind mit einem Schlag weggefegt. Einer nach dem anderen sucht seine Blätter zusammen und kommt nach unten, um sie unter erschöpftem Gemurmel in den dafür vorgesehenen Drahtkorb zu legen. Sein unsichtbarer Selektionsmechanismus funktioniert perfekt, auch wenn er gerade nicht an das Eine denkt, er wird automatisch aktiv und blendet die jungen Männer, die an ihm vorbeiziehen, völlig aus. Anders ist es mit seinen Studentinnen.

Vier von ihnen stehen weiter hinten in der Reihe, er wirft ihnen einen gleichgültigen Blick zu, registriert aber sofort die wichtigen Details: die roten Wangen, die auf eine gute Durchblutung und reichlich Sauerstoff hinweisen, die Brüste, die sich heben und senken, wenn die Luft bis tief in

die Lungen gesogen wird, oder das versteckte Leuchten in den Augen, das auf ein geheimes Verlangen hindeutet.

Als die Schlange kürzer wird, kann er zwei von ihnen bereits ausschließen, denn eines der Mädchen hustet ununterbrochen, und das würde sein Vergnügen empfindlich verkürzen. Die andere Studentin ist ein flachbrüstiges Geschöpf mit fahler Haut, was auf eine geringe Sauerstoffzufuhr hindeutet, auch das ist ein Ausscheidungsgrund.

Bleiben noch die beiden anderen übrig: Rebecca und Julia. Anfang zwanzig. Wissbegierig. Opfer und Täterin.

»Wann bekommen wir die Ergebnisse des Tests?«

Es ist Rebecca, die das fragt. Sie ist blond und findet ihn interessant, denn er kann Geschichten erzählen, Theorien spinnen und die Studentinnen in andere Sphären entführen. Er ist kein Mann wie die anderen, für sie ist er etwas Besonderes. Rebeccas Atem ist frisch, und als sie Luft holt, um weiterzureden, spannt sich ihr T-Shirt.

»In einer Woche werden die Listen mit den Noten am Schwarzen Brett ausgehängt«, antwortet er.

»Ihre philosophischen Exkurse in den letzten Wochen haben mich wirklich fasziniert«, säuselt sie. »Ich habe viel daraus mitgenommen.«

»Es freut mich, dass Sie meine Vorlesung interessant fanden, Rebecca«, antwortet er und merkt, wie es ihr schmeichelt, dass er sie mit ihrem Namen anredet. Sie würde sich für das, was er vorhat, ganz vorzüglich eignen.

Doch er darf Julia nicht vernachlässigen, denn in diesem Moment erfasst ihn ein neuer Gedanke. Was, wenn er sie beide zu Konkurrentinnen werden ließe? Eine wird leben, eine sterben.

»Gibt es im nächsten Semester auch wieder eine Vorlesung von Ihnen?« Julia ist ein exotischer Typ. Sie lächelt breit und zeigt ihre blendend weißen Zähne. Die Atemluft, die sich zwischen diesen perfekten Zähnen den Weg bis zu ihm bahnt, schmeckt nach Pfefferminze.

Wie es wohl wäre, wenn dieser Pfefferminzatem immer weniger und weniger wird, bis er schließlich ganz versiegt? Wenn ich die Minuten und Sekunden zähle, bis auch der letzte Lufthauch aus ihrem Körper verschwunden ist? Wird dieser Pfefferminzhauch dann durch die Poren ihrer kaffeebraunen Haut nach draußen dringen? Eine interessante Frage, der ich bald nachgehen sollte, denkt er. Also wird Julia das Opfer werden und nicht Rebecca. Oder doch beide?

»Das kann ich jetzt noch nicht sagen, Julia.« Auch bei ihr bemerkt er dieses Glitzern in den Mandelaugen, als er ihren Namen ausspricht. »Das Direktorium hat noch keine Lehrpläne erstellt. Sie wissen ja, dass der fixe Lehrkörper manchmal ein wenig länger braucht.«

»Stimmt«, kichert sie, »das sind Beamte.«

Er lächelt leicht. Sie verstehen einander.

Rebecca oder Julia. Falk Sandman muss sich bald entscheiden.

7

Targa Hendricks sitzt im Fond von Volker Lundts Wagen. Hund liegt neben ihr auf der Bank mit dem Kopf auf ihrem Oberschenkel. Gedankenverloren krault sie sein struppiges Fell. Das Gespräch, das sie zuvor in ihrem Bus geführt hat, war aufschlussreich gewesen. Vielleicht gibt es bald eine neue Spur. Spuren verfolgt sie schon seit einigen Jahren. Aber diesmal könnte es endlich die richtige sein.

Sie kennt das Gebäude, das jetzt vor ihnen auftaucht. Es ist ein unauffälliger Plattenbau in Friedrichshain. Vor der Wende war hier eine Abteilung der Stasi untergebracht. Jetzt hat die Sonderabteilung des Bundeskriminalamts hier ihre Büros. Das ist praktisch, denn es gibt mehrere abhörsichere Räume, und die Fenster sind aus schusssicherem Glas. Die K2 beschäftigt sich mit besonders gefährlichen Verbrechen, die mit herkömmlichen Methoden nicht überführt werden können. Es gibt mehrere Teams, die Undercover-Operationen durchführen, sich untereinander aber nicht kennen. Bis zu jenem Vorfall vor zwei Jahren war Targa an fixe Einsatzpläne gebunden gewesen, aber das ist jetzt vorbei. Sie kann unabhängig agieren, und das ist gut so. Lundt hat Targa schon einige Male hierhergebracht. Immer wenn die Jagd nach einem Verbrecher aussichtslos zu werden droht, dann holt man sie. So wie jetzt.

»Nur zur Information«, Lundt dreht sich kurz zu ihr um,

während er in die Tiefgarage fährt, »die Innensensorin wird bei dem Gespräch anwesend sein.«

»Ist das von Bedeutung?«, fragt sie, aber erahnt die Antwort bereits: Sei diplomatisch, stelle keine Warum-Fragen.

»Du musst ein wenig diplomatisch sein.« Lundt bremst vor einer Schranke und hält einen Ausweis an den Scanner. »Und bitte stelle keine Warum-Fragen.«

»Hund kommt mit«, sagt Targa, als sie auf einem nummerierten Parkplatz stehen und aussteigen.

»Das geht schon in Ordnung.«

Schweigend fahren sie mit dem Lift nach oben. Hund hechelt leise und sabbert. Die Lifttüren öffnen sich und geben den Blick auf einen langen Korridor frei. Links und rechts gehen in regelmäßigen Abständen braune Holztüren ab. Ein beiger Teppich dämpft ihre Schritte. An den Wänden sieht man noch die dunklen Schatten der abgehängten Bilder. Von verdienten Stasi-Mitarbeitern.

»Stasi-Schick«, sagt Lundt und streift mit der Hand an der halbhohen braunen Holzvertäfelung entlang. Das erwähnt er jedes Mal, wenn sie an dieser Stelle vorbeigehen. Vielleicht möchte er an seine Vergangenheit erinnern. Es soll ironisch klingen, aber bei Lundt scheint es fast ehrfürchtig.

In dem abhörsicheren Konferenzraum warten schon einige Personen auf sie. Pierre, der junge IT-Spezialist, und Rita, die harte Analytikerin und Strategin. Lundt hat Targa im Auto bereits über die beiden informiert. Der Raum wirkt nüchtern, das einzige Dekorationselement ist ein Poster des K2-Bergmassivs. Das Bild soll als Motivation dienen und sorgt zugleich dafür, dass das hohe Risiko, das sie mit jeder Mission eingehen, nicht in Vergessenheit gerät.

»Keine Angst, du kannst alleine arbeiten«, hatte er gesagt.
»Die beiden sind nur das Back-up für Informationen. Aber sie beschützen dich auch. Falls etwas schief läuft.«

»Warum sollte etwas schief laufen?«, fragte Targa.

»Ich sagte doch: keine Warum-Fragen.«

Targa wirft einen Blick auf die dritte Person, die etwas abseits sitzt und in einem Dossier blättert. Die Innensenatorin hebt die Augenbrauen und blickt kurz auf, als Targa und Hund eintreten, sagt aber kein Wort.

Als sie Platz genommen haben, wirft Pierre die Bilder von vier toten Mädchen auf eine große Leinwand an der Stirnseite des Raumes. Auf den ersten Blick wirken sie, als würden sie schlafen. Im Abstand von mehreren Wochen trieben ihre leblosen Körper in Holzkähnen auf der Spree. Das erste Todesboot fuhr mitten durch Berlin, die drei anderen Kähne konnten zum Glück bereits in den Außenbezirken gestoppt werden. »So handelt nur ein Psychopath«, hatte Lundt gesagt, als sie im Wagen über den Fall sprachen.

Targa steht auf und stellt sich direkt vor die Leinwand. Dann streicht sie mit den Fingerspitzen über die Gesichter. Sie dreht sich um und fragt: »Es gibt keine Indizien, dass die Opfer gewaltsam erstickt oder erdrosselt wurden?«

Die Innensenatorin blickt von ihren Unterlagen auf und sieht Lundt fragend an.

»Wir haben bisher keinerlei Anzeichen für Strangulation oder eine sonstige Blockierung der Atemwege gefunden. Es hat den Eindruck, als hätten die Frauen einfach die Luft angehalten, bis sie tot waren«, antwortet Lundt.

»Nein. Das glaube ich nicht. Vielleicht wurden sie in einen luftleeren Raum gesperrt«, widerspricht Targa.

»Eine Kapsel, in der man die Schwerelosigkeit simulieren kann?« Rita rückt interessiert ihre schwarze Brille zurecht. »Das lässt sich leicht überprüfen, es gibt nur eine Handvoll Simulationszentren in Deutschland.«

»Nein, eher eine Röhre für Kampftaucher«, wirft Targa wieder ein.

»Kampftaucher?« Lundt sieht sie überrascht an. »Von dieser Möglichkeit hast du mir während unserer Fahrt nichts erzählt.«

»Ist mir eben eingefallen«, antwortet Targa kurz angebunden und versucht, sich wieder auf diesen Gedanken zu konzentrieren. »Laut des Blogs unserer Zielperson ist Freitauchen eines seiner Hobbys. Da ist es doch naheliegend, dass er seine Lungenkapazität erhöhen will. Zum Beispiel mithilfe einer Druckkammer.«

»Eine Dekompressionskammer, richtig.« Lundt nickt zustimmend.

»Ich recherchiere gleich in unseren Datenbanken. Vielleicht können wir nachweisen, dass er ein solches Gerät besitzt.«

Pierre ist noch jung, wirkt aber konzentriert und rational. Das mag Targa. »Warum seid ihr eigentlich so sicher, dass er der Täter ist?«, fragt sie dann in die Runde.

»Zwei der Boote gehörten Sandman. Er hatte sie als gestohlen gemeldet. Die vier Mädchen waren zudem alle Studentinnen dieser privaten Universität, an der er doziert«, gibt Lundt mit monotoner Stimme Auskunft. »Ein Zeuge hat außerdem beobachtet, wie eine der jungen Frauen abends in das Haus des Verdächtigen gegangen ist. In seinem Bootshaus konnten Spuren von ihr nachgewiesen werden.«



B.C. Schiller

Targa - Der Moment, bevor du stirbst

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-328-10151-2

Penguin

Erscheinungstermin: Juli 2017

Niemand kommt dem Bösen so nahe wie sie.

Targa Hendricks hat keine Freunde, keine Liebe, nichts zu verlieren. Doch vor allem hat sie keine Angst – und genau das macht sie so verdammt gut in ihrem Job. Denn als Undercover-Ermittlerin einer Sondereinheit des BKA ist es ihre Aufgabe, Serienkiller auf frischer Tat zu überführen, und dazu gibt es nur zwei Wege: Targa muss sich einem Mörder ausliefern – oder ihn glauben lassen, sie sei wie er.

Falk Sandman ist Hochschuldozent, charismatisch, clever und besessen von den letzten Worten Sterbender – seiner Opfer. Eines Tages trifft er eine junge Frau, die sich für seine dunkle Seite interessiert. Sie will von ihm lernen, und Sandman fasziniert ihr gefühlloses Verhalten. Zunächst ist er skeptisch, doch allmählich vertraut er ihr.

Ein tödliches Spiel beginnt. Wer wird gewinnen?

 [Der Titel im Katalog](#)